

„Systemische Risiken prägen das 21. Jahrhundert“

Was hat Corona mit Mikroplastik gemeinsam? Risikoforscher Professor Dr. Ortwin Renn erklärt, wie die Risiko-Perspektive helfen kann, globale Herausforderungen anzugehen und Befürchtungen der Bevölkerung zu verstehen.

Herr Renn, an Ihrem Institut beschäftigen Sie sich mit dem Einfluss des Menschen auf unseren Planeten, den damit verbundenen Risiken und möglichen Lösungsansätzen. Ein Beispiel hierfür ist die Verteilung von Mikroplastik an Land und im Meer. Wo setzen Sie da an?

Unser Anliegen ist es, Probleme inter- und transdisziplinär zu betrachten. Interdisziplinär bedeutet, alle beteiligten Disziplinen einzubinden. Transdisziplinär umfasst dazu noch die Integration nicht-wissenschaftlichen Wissens zur Problemerkennung und zur Erkundung von Lösungsräumen. Beim Problem von Mikroplastik brauchen wir unter anderem die Ökologie, die Verfahrenschemie, die Verhaltenswissenschaft, die Politikwissenschaft und die Ökonomie. Es ist sehr wichtig, dass alle Disziplinen beteiligt sind, weil wir sonst das Problem nicht erkennen. Für die Lösung des Problems ist es darüber hinaus essenziell, transdisziplinär zu arbeiten – also alle Akteure mit ihrem Erfahrungswissen miteinzubeziehen.

Wie werden Sie dabei der Komplexität der Probleme gerecht?

Für mich ist die Risiko-Perspektive das Bindeglied. Ein Risikokonzept geht davon aus, dass es einen Risikotreiber gibt und ein Risiko-absorbierendes System. Die Risikotreiber lassen sich in Oberkategorien einteilen. Im physischen Bereich sind es Energie, Substanz und Biota also Bakterien, Viren sowie Pilze. Im psychischen Bereich sind es Information und Macht. So lassen sich ganze Kaskaden von Risiken erklären. Denn meist sind sie miteinander verbunden. Ein Erdbeben kann beispielsweise den Zusammenbruch eines Chemiewerks auslösen. Hier würde dann neben kinetischer Energie

als Risikotreiber mit toxischen Substanzen ein weiterer hinzukommen. Falsche Informationen über das Ereignis, die bei der Bevölkerung landen, können ein dritter Treiber sein, um die Verluste nach oben zu drücken.

Sind denn die meisten Risiken so komplex, dass wir mehrere Disziplinen brauchen, um sie zu verstehen und eventuell auch zu minimieren?

An unserem Institut untersuchen wir systemische Risiken. Das sind Risiken, die die Funktionalität eines ganzen Systems aufs Spiel setzen können. Systemische Risiken gehen meist über den Sektor hinaus, in dem sie entstanden sind.

Wie die Corona-Pandemie, die uns aktuell alle umtreibt?

Genau. Sie entfaltet über ihre Systemgrenzen hinaus – das Gesundheitssystem – große Auswirkungen auf andere Systeme wie Wirtschaft und Bildung und weist komplexe Wirkungsketten auf. Risiken dieser Art sind es auch, die das 21. Jahrhundert nachhaltig prägen und prägen werden. Bei den lokalisierten, konventionellen Risiken machen wir große Fortschritte. Zum Beispiel bei der Lebensmittelsicherheit. Alle Statistiken zeigen, dass wir hier durch effektive Regulierungen die Risiken minimieren können. Bei den systemischen Risiken haben wir noch nicht die richtigen Instrumentarien.

Werden systemische und konventionelle Risiken unterschiedlich bedrohlich wahrgenommen?

Nicht unbedingt. Systemische Risiken werden teils unterbewertet, weil sie sich auf andere Bereiche auswirken und dadurch aus dem ursprünglichen Blickfeld geraten. Der Verlust von Biodiversität beispielsweise



Professor Dr. Ortwin Renn ist wissenschaftlicher Direktor am Institut für Transformative Nachhaltigkeitsforschung (IASS) in Potsdam und Inhaber des Lehrstuhls „Technik- und Umweltsoziologie“ an der Universität Stuttgart.

99

Vertraute und natürliche Risiken werden eher unterschätzt.

scheint für viele erstmal nicht so dramatisch, da die indirekten Effekte ausgeblendet werden. Nach dem Motto: Ein paar Tierchen weniger, das macht die Welt auch nicht ärmer. Allerdings schätzen wir Risiken weniger nach den Kategorien konventionell oder systemisch, sondern nach sogenannten Risikomerkmale ein; das sind etwa Freiwilligkeit der Risikoübernahme oder die Schrecklichkeit der wahrgenommenen Folgen.

Welche Risikomerkmale spielen noch eine Rolle in der Wahrnehmung?

Vertraute und natürliche Risiken werden beispielsweise eher unterschätzt. Dann gibt es wiederum Themen, die sehr starke emotionale Ablehnung hervorrufen, wie Radioaktivität. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Verantwortlichkeit. Liegt die Handlungsmacht bei Externen, die ich nicht mag, erscheint mir das Risiko größer. Liegt die Handlungsmacht bei mir selbst, nehme ich das Risiko eher auf die leichte Schulter, etwa beim Alkohol oder beim Rauchen. Dagegen lösen Risiken von Pestiziden große Ängste und Befürchtungen aus, weil sie von außen ohne explizite Zustimmung meine Gesundheit gefährden können.

Bei der Bewertung von Risiken spielt wissenschaftliche Unsicherheit eine Rolle. Wie wirkt sich das auf die subjektive Risikowahrnehmung aus?

Das ist oftmals gar nicht so klar. Ich habe den Eindruck, wenn sich die Betroffenen selbst ändern müssen, legen sie die Unwissenheit zu ihren Gunsten aus. Jemand, der es gewohnt ist, alles in Plastik einzupacken, wird das Umweltrisiko eher herunterspielen als derjenige, der sich ständig darüber ärgert, dass Lebensmittel bereits im Geschäft in Plastik eingepackt sind.

Was können wissenschaftliche Institutionen bei der Kommunikation von Unsicherheit berücksichtigen?

Hier ist die Forschungslage noch offen. Es gibt Fälle, da wurde zu sehr auf die Kommunikation von Unsicherheit gebaut und bei den Menschen entstand der Gedanke: Wenn es selbst die Wissenschaft nicht weiß, dann muss es gefährlich sein. Und es gibt Fälle, da wurde Unsicherheit nicht thematisiert. Daraus resultierte der Vorwurf, Dinge zu verschweigen. Für Risiken im Bereich von Lebensmitteln hat die Bevölkerung ein hohes Maß an Risikobewusstsein. Wissenschaftliche Unsicherheit verunsichert hier eher. Eine geeignete Strategie scheint zu sein, „Hintergrundrauschen“ zu kommunizieren. Also: Wir wissen, auch bei 100.000 Untersuchungen, bei denen keine Gefährdung nachgewiesen wurde, können wir statistisch nicht beweisen, dass es überhaupt kein Risiko gibt, aber wir können sicher sein, dass es sehr gering ist. ■